

Vertiefung mit neuen Festivals

ALTE OPER Stephan Pauly stellt Saison 2013/14 vor

Von Volker Milch

FRANKFURT. Stephan Pauly ist zwar schon seit einem Jahr Intendant und Geschäftsführer von Frankfurts Alter Oper, dem wichtigsten Klassik-Konzerthaus der Region. Da das Programm der laufenden Saison aber noch von seinem Vorgänger Michael Hocks geprägt ist, gilt das besondere Interesse der Musikfreunde Paulys Vorschau auf die Saison 2013/14, in der der 1972 in Köln geborene Kulturmanager erstmals seine eigene Handschrift zeigen kann.

Diese ist ausgesprochen vielversprechend schon im Programmbuch, das nicht nur einen reich bestückten Jahreskalender, sondern in der Rubrik „Hintergründe“ auch Lesestoff zur Vertiefung bietet: Interviews zum Beispiel mit dem Geiger Christian Tetzlaff oder dem Komponisten Heinz Holliger, die zu den prägenden Künstlern der Saison gehören werden.

Allerlei rote Fäden

Neu erscheint in Paulys Programm vor allem die dramaturgische Intensivierung einer Qualität, die das Angebot des Konzerthauses schon seit vielen Jahren bestimmt. Am für ihn „ganz wichtigen und sehr, sehr schönen Tag“ der Programmvorstellung präsentierte Pauly gestern neue Festivals, die es der Alten Oper erlauben sollen, über einzelne Konzerte hinauszugehen, „rote Fäden zu verfolgen“ und „in Themen einzutauchen“. Signalwirkung soll dabei zunächst das „Musikfest“ zwischen 15. September und 6. Oktober 2013 entfalten, das das bisherige „Auftakt“-Festival mit sei-

nen Interpreten- und Komponisten-Porträts ablöst. Im „Musikfest“ wird künftig ein für die Musikgeschichte zentrales Werk aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Den Anfang macht Strawinskys einst skandalträchtiges Orchesterwerk „Le Sacre du Printemps“, das „Frühlingsopfer“.

Reaktionen auf „Sacre“

Das 1913 das Pariser Publikum verstörende Werk erklingt in verschiedenen Versionen, darunter auch auf Originalinstrumenten der Zeit oder in einer Fassung für Klavier zu vier Händen, die der zweihändige Pianist Fazil Say auf einem Computerflügel realisiert.

Wer befürchtet hatte, dass mit dem traditionsreichen „Auftakt“ auch Zeitenössisches baden geht, dürfte nach der Sichtung des Programms beruhigt sein: Neben allerlei schon „historischen“ Reaktionen auf das epochemachende Werk gibt es auch auf „Sacre“ reagierende Uraufführungen von Beat Furrer, Bernhard Gander und Jim McNeely. Neu sind auch Kooperationen mit dem Künstlerhaus Mousonturm oder dem Frankfurter Schauspiel. Pauly will sich anderen Kunstformen annähern und Konzertformen wie „Nachtkonzerte“ ausprobieren. Seinem erfreulich offensichtlichen Hang zur „Vertiefung“ dient auch die neue Reihe „Akzente“, einer „Einladung zur zweifachen Begegnung“ mit Solisten und Orchestern. Dem Anspruch einer „Alten Oper für alle“ trägt Pauly mit Familien- und Kinderkonzerten und Entertainment-Programm Rechnung („West Side Story“).

 www.alteoper.de



Der Sopranistin Christine Schäfer gilt ein wichtiger Programmschwerpunkt. Foto: Alte Oper/Bodo Vitus



Hauptkommissar Nick Tschiller (Til Schweiger) macht sich Sorgen um das junge Mädchen (Nicole Mercedes Müller) – eine Szene des ARD-Tatorts „Willkommen in Hamburg“. Mit dieser Folge gibt Schweiger am Sonntag seinen Einstand. Foto: dpa

Ein Kerl wie Schimanski

TATORT Til Schweigers Debüt als Hamburger Kommissar: Solider Action-Krimi, keine Revolution

Von Cornelia Wystrichowski

BERLIN. Es ist nicht einfach irgendein neuer „Tatort“. Es ist die zum Fernsehereignis erster Güte hochgejazzte und spektakulärste „Tatort“-Personalie des Jahres: Til Schweiger, der Macher von Kinoerfolgen wie „Keinohrhasen“ oder „Kokowääh“, geht unter die Fernsehkommissare. Am 10.3. gibt der 49-Jährige mit der Folge „Willkommen in Hamburg“ sein Debüt, und sowohl bei Fans wie bei Skeptikern dürfte sich die Aufregung nach dieser Premiere rasch legen: Der rund zwei Millionen Euro teure Film ist zwar ein waschechter Polizeithriller mit viel Action, als regelrechter Popcorn-„Tatort“ bringt er eine neue Farbe ins Spiel – aber er erschüttert die Reihe nicht in ihren Grundfesten.

Schweigers Kommissar aus Hamburg heißt Nikolaus Tschiller, irgendwann im Lauf des Films wird der Haudrauf-Ermittler gefragt: „Schiller wie der Dichter?“ – Antwort: „Welcher Dichter?“ Es ist nicht die einzige Stelle, an der die Macher ihren Kritikern mit ironischen Schlenkern den Wind aus den Segeln nehmen. Tschiller ist ein hartgesottener Actionheld, der gleich in der Auftaktzene drei

Gangster erschießt, aber kurz danach mit seiner Tochter (gespielt von Schweigers echter Tochter Luna) telefoniert, mit der sich über die Frage streitet, warum schon wieder keine Cola im Haus ist.

Typ wie Mel Gibson

Running Gag des Films: Der geschiedene Papa schafft es nicht, dem Töchterchen ein weiches Frühstücksei zu kochen – er ist halt kein Weichei, sondern ein hartgesottener Typ wie Mel Gibson in den „Lethal Weapon“-Filmen.

Auf den Spuren des amerikanischen Actiongenres wandelt der neue „Tatort“ ganz bewusst: Dienstweg? Nein danke. Statt Verhöre gibt es Adrenalin, es knallt viel, die Kamera wackelt, die Dialoge sind männlich-mächtig und hie und da wurde ein wenig Emotion eingestreut.

Das erste Wort von Nick Tschiller lautet „Fuck“, eine Hommage an das große „Tatort“-Raubein Schimanski mit seinem legendären Fluch „Scheiße“. Tschiller kommt neu nach Hamburg, hält sich nicht an den Kiezfrieden zwischen Obrigkeit und Unterwelt, er will die Mädchenhändler-Mafia sprengen und muss seine Zeugin, die Zwangsprostituierte Te-

reza (Nicole Mercedes Müller) beschützen. Sein härtester Gegner ist sein früherer Partner Max Brenner (Mark Waschke), der die Seiten gewechselt hat. Drehbuchautor Christoph Darnstädt erzählt eine rasanten Cop-jagt-Gangster-Geschichte, Regisseur Christian Alvart setzt dazu lokale Sehenswürdigkeiten wie den Rohbau der Elbphilharmonie in Szene – das Ganze wirkt definitiv weniger piefig als so manche andere Folgen der ARD-Reihe.

Schweigers mit Spannung erwartetes Debüt als Hamburger Kiezbulle dürfte

ein Quotenrekord mit Ansage werden, die ARD setzt auf die Zugkraft des gut aussehenden Hauptdarstellers. Viele Zuschauer werden vor allem den heimlichen Star des Films lieben: Fahri Yardim als Tschillers Co-Kommissar Yalcin Gümer. Der lässige Bulle erleidet am Anfang eine Schussverletzung, die meiste Zeit des Films liegt er im Krankenbett und hackt sich mit dem Laptop in alle denkbaren Netzwerke ein, um Tschiller zu unterstützen – der Deutsch-Türke bringt Witz und Leichtigkeit ins Spiel.

Was wurde im Vorfeld dieses Krimis nicht alles geschrieben. Über Til Schweigers schwieriges Verhältnis zur Presse, über seine Mäkelei am Vorspann (der unverändert blieb) oder über seine zuletzt geäußerte Kritik an seiner Ansicht nach zu knapp bemessenen Budget für die ARD-Krimis. Was am Ende bleibt, ist ein Film, der keine „Tatort“-Revolution ist, und den Freunde tiefschürfender Themenkrimis nicht mögen werden. Aber auch sie werden es verkraften, wenn der Star, der mehr als 20 Millionen Zuschauer in die Kinos lockte, einmal im Jahr Nick Tschiller spielt.



KRUSCHEL ERKLÄRT'S

„TATORT“

- Die „Tatort“-Krimis laufen jeden Sonntagabend um 20.15 Uhr im Fernsehen im Ersten.
- Es gibt sie seit 1970.
- Jeder „Tatort“ spielt in einer deutschen Großstadt, und jeder Stadt ist ein fester Kommissar oder ein festes Ermittlerteam zugeordnet.

Mehr von Kruschel unter www.kruschel.de



„Tatort Willkommen in Hamburg“: 10.3., 20.15 Uhr, ARD

Zugvogel mit Gepäck

NEUES ALBUM Bosse war für „Kraniche“ viel unterwegs / Heute erscheint es

MAINZ. Bosse. Axel Bosse – Aki genannt – hat mit seiner Band, die genauso heißt wie er, 2005 das erste Album veröffentlicht. Auf das Debüt „Kamikazeherz“ folgten beinahe im Zweijahresrhythmus weitere. Heute erscheint „Kraniche“, das mittlerweile fünfte Album.

Aki, in den vergangenen zwei Jahren warst du viel unterwegs. Gibt es einen Ort, den du besonders inspirierend fandest?

Es gab drei Orte, die mir geholfen haben. Am allermeisten habe ich auf einem alten Gutshof in meinem Geburtsort geschafft, in Hemkenrode. Dann gab es noch Istanbul, da war ich in der Zeit nach der Tour.

Da habe ich tolle Musiker kennengelernt, die mir dabei geholfen haben, meinen Horizont zu erweitern und mich selbst zu überraschen. Der Song „Istanbul“ war die Initialzündung. Schließlich gab es noch das Studio in Umbrien, da habe ich viel geschrieben, weil es dort so entspannt und ruhig war.

Gitarre, Bass und Schlagzeug – das war Bosse 2005. Auf dem neuen Album treffen Flamenco-Gitarren auf Trompeten, Orchesterklänge auf Orientalisches. Passt Bosse noch in ein Genre?

Ich hoffe nicht. Das ist doch immer so gut, wenn sich Leute ein Album kaufen und sagen: „Krass, das ist echt ‘ne Überraschung.“ Es wär natürlich blöd, wenn es ihnen nicht gefällt. Mir war es von vorherein klar, dass ich meinen Stil nicht so durchziehen kann, wie das vielleicht Placebo machen. Ich kann das höchstens über eine Gesangs- oder Textebene bieten.

„Ich balle meine Fäuste, tanze Pogo im Chaos“, heißt es auf dem ersten Album. Später erschien der Song „Tanzt mit mir“. „Dann kommt dein alter Affe Angst und tanzt mit dir“, singst du nun. Was bedeutet Tanzen für dich?

Einer der Gründe, warum ich überhaupt Musik mache, ist ja das Tanzen und Bewegen, auch wenn ich das vielleicht nicht

wirklich gut mache... Im besten Falle passiert Folgendes: Die Leute haben ein Texterlebnis, werden wirklich getroffen und können sich auf der anderen Seite auch bewegen. Egal ob Standardtanz oder Pogo. Außerdem ist Tanzen ein vielschichtiger Begriff: Jemandem auf der Nase herumtanzen, los-

INTERVIEW

lassen, allem wegtanzen. Das ist immer ein gutes Bild.

Auf dem neuen Album singst du von deiner „wunderschönen Frau“, beschreibst Momente am Bett deiner Tochter. Woher kommen die Offenheit und die klaren Worte?

Das ist ja die Frage, ob das nicht nur das lyrische Ich ist. Ich glaube nicht, wenn ich „Familienfest“ singe, dass die Leute denken: „Der erzählt mir gerade die Geschichte von seiner Frau“, sondern ich habe schon das Gefühl, dass sie das sind. Seitdem ich texte, versuche ich

klare Worte zu finden, denen noch ist mir das Zwischen-den-Zeilen-Lesen sehr, sehr wichtig. Manche Sachen muss man klar sagen, aber bei manchen Sachen sagt man eben: „Komm mal mit, da ist ein Fenster, und wenn du da rausguckst, dann siehst du ja selber alles.“ Ich hoffe, dass ich nicht zu viel sage und die Leute selbst sehen und entdecken können.

Dann sind da die „kaputten“ Menschen: zerrüttete Familien, die Säuer und Sinnloser. Was fasziniert dich an diesen Figuren?

Na, ich finde es eben total menschlich, wenn jemand Schwächen hat. In so einem Lied wie „Sophie“ geht es darum, dass diese Person den kompletten Abend auf einer Lüge aufgebaut hat. Was mich daran interessiert ist, warum gibt es so viele Menschen, die ein zweites, drittes oder sogar viertes Gesicht haben? Und dass sie eigentlich nur loslassen können und glücklich sind, wenn sie sagen, dass sie jemand komplett anderes sind.

Du hast mal gesagt, dass du total auf Möwen stehst, hast sogar Hannes Waders „Die Möwe“ gecovered. Wie kommt es, dass das neue Album dennoch „Kraniche“ heißt?

Ich stehe total auf Vögel. Textlich als auch musikalisch ist der Song „Kraniche“ die Albummitte. In Linum bei Berlin kann man den Flug der Kraniche beobachten: Da treffen sich Millionen von Kranichen in der Luft und brausen dann über das Feld, um sich in einem Moor niederzulassen auf dem Weg nach Afrika. Ich bin da immer schon drauf abgeflast.

Außerdem ist der Kranich ein Zugvogel: Auch wenn ich nicht vorsätzlich gereist bin, passte das gut zum Album. Beim Videodreh in Tokio habe ich gelernt, dass der Kranich in der japanischen Mythologie für Langlebigkeit und für Glück steht. Das alles waren genug Argumente, um das Album so zu nennen.

Das Interview führte Lea Mittmann.



Der Musiker Axel „Aki“ Bosse bringt heute sein neues Album „Kraniche“ heraus. Foto: Universal Music